

Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 144.

Sonntag, den 23. Juni 1901.

2. Beilage.

Eine lange Stunde.

Von E. K. r i e d e r g.

(Nachdruck verboten.)

Er lebte ein einfaches, bescheidenes, genügsames Leben. In seiner frühesten Kindheit hatte er alle seine Geschwister verloren, später die Mutter, kaum konfirmiert den Vater und als dann noch sein bester Freund und die Tante, welche Mutterstelle bei dem verwaisten Knaben vertreten hatte, gestorben waren, war er ganz allein und sagte sich, daß er es bleiben wolle. Lieber doch einfach durchs Leben gehen, als eine kurze Spanne glücklicher Gemeinschaft mit Jahren dumpfer Trübsal bezahlen müssen.

Er fürchtete den Tod — nicht für sich, aber für die anderen, die ihm gehörten — und so verständig er sonst war, hatte sich unter der Grausamkeit des Geschicks die Idee in ihm festgesetzt, daß er unter einem Unstern geboren sei, und daß jeder, der mit ihm in nähere Verbindung trete, unrettbar dem Tode verfallte.

Wie hätte er es auf sich nehmen dürfen, ahnungslose Menschen unverschuldet einem schwarzen Verhängnis zu überantworten!

Man kann nicht sagen, daß er seine Mitmenschen liebte, oder sich auch auffallend von ihnen zurückhielt, aber er ließ sie sich nicht nahe kommen — und die, für die er Sympathie empfand, am allerwenigsten.

So stand er im Geruch der Kaltberzigkeit, man meinte, er hielte seine Lippen nur deshalb so fest geschlossen, damit ihnen kein warmes Wort entschlüpfen könne, und die stille Resignation, die unverkennbar auf seinem Wesen lastete, legte man ihm als Indifferenz aus.

Er war Oberlehrer der Realschule und seines ruhigen, kühlen Wesens wegen hatte ihn die Vorsteherin einer Mädchenschule trotz seiner Jugend zum Literaturlehrer ihrer Anstalt gemacht.

Es war da auch eine Lehrerin, ein kleines unscheinbares, blaßes Geschöpf, das sich zu allem anderen besser geeignet hätte, als eben zur Lehrerin. Ihre Mutter, eine Witwe mit geringer Pension, war eine Zungenfreundin der Vorsteherin und ihr zu Liebe hatte sie die Stelle erhalten.

Welch ein Glück! meinten die Bekannten — sie selber empfand es als das Unglück ihres Lebens.

Sie hatte ihrer unendlichen Güte und Geduld wegen die ganz Kleinen in die Geheimnisse des A. B. C. einzuführen — man hätte ihr keine aufreibendere und undankbarere Aufgabe zuweisen können! Die kleine eigensinnige, an keine Disziplin gewöhnte Gesellschaft zu händigen, ging über ihre Kräfte.

Als eines Tages der Zumut in ihrer Klasse gar zu arg war, ging er, der in der Nebenklasse zu unterrichten hatte, zu ihr. Mit finsterner Stirn, ein entschiedenes Wort auf den Lippen, trat er ein, aber als er sie inmitten der Kinder sah, vergaß er seinen Born.

Die Kleinen hatten sie umringt, an jeder Rockfalte hing er eine, jede versuchte, sich liebevoll an sie zu drängen, die hinten Stehenden reichten ihr über die Köpfe der anderen Blumen zu — sie hätten das gute Geschöpf mit ihren Liebesbeweisen erdrücken mögen.

Und sie stand da, ratlos, wie sie sich ihrer erwehren, ihre Autorität anrecht erhalten sollte, ohne ihnen wehe zu thun. Ein angstvoll scharfer Blick aus ihren sanften Augen flog zu ihm hinüber.

„Ich kann sie doch nicht scheitern, wenn sie mich so lieb haben!“

Er schalt sie auch nicht, er stand nur mit seiner gewöhnlichen imponierenden Ruhe, Energie in jedem Zug seines Gesichtes, vor den Kindern.

„Gibt auf Eure Plätze!“ sagte er und sie folgten augenblicklich.

„Und nun verhaltet Ihr Euch hübsch ruhig und tüt, was Euer Fräulein Euch sagt.“

Er verbeugte sich kurz und kühl vor ihr und schritt nach seinem Klassenzimmer hinüber.

Als die Stunde beendet war und er nach Hause gehen wollte, erwartete sie ihn auf dem Flur.

„Ich wollte Ihnen noch danken, Herr Doktor,“ sagte sie in ihrer schüchternen Weise.

„Sie haben gewiß manchmal zu leiden von der Unruhe in meiner Klasse, aber ich...“

„... die Kinder folgen mir nicht so... ich verstehe nicht zu befehlen.“

„Sie sind zu weich — Sie müssen viel energischer sein,“ sagte er. Und als er sah, daß sie resigniert den Kopf senkte, fügte er etwas verbindlicher hinzu: „Aber es ist ja nicht immer so schlimm mit dem Trubel, wie es heut war.“

„Wenn Sie... wenn Sie öfter einmal kommen wollten und mir Ruhe stiften helfen...“

Er sah sie erstaunt an; jede andere Kollegin würde sich eine solche Ueberwachung als unerhörten Eingriff in ihre Rechte ganz energig verketen haben.

„Es ist nicht mein Weg —“ unterbrach sie sich schnell, „fordern damit Sie nicht gestört werden — und dann ist es doch auch besser für die Kinder, wenn sie getrig Respekt kennen lernen.“

Ihr schönes rehbraunes Auge, aus dem so viel Ehrlichkeit und Herzengüte sprach, war mit einem Blick voll vertrauensvoller Bewunderung zu ihm aufgeschlagen und er bemerkte zum erstenmal, daß das zarte, blaße, schmale Gesicht da vor ihm schön war.

Er wandte sich rasch, wie ärgerlich, ab. „Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit thun kann...“ sagte er fast ungezogen kühl.

Aber er hielt nicht Wort, selbst beim ärgsten

Trubel in ihrer Klasse überschritt er deren Schwelle nicht wieder und seine Unfreundlichkeit hatte ihr den Muth geraubt, ihn noch einmal darum zu bitten.

Die Kolleginnen hatten wohl recht, wenn sie meinten, daß er bodenlos stolz sei.

Sie sahen sich täglich, aber sie gingen mit stummem Gruß an einander vorüber, als ob sie nie ein Wort gewechselt hätten, ja, während er in kollegialisch harmloser Weise mit den übrigen Lehrern und Lehrerinnen der Anstalt verkehrte, mied er sie — nicht auffällig, aber systematisch.

Er verachtete sich wegen seiner Schwäche, dachte sie, und sie wurde immer stiller und schauer.

Dann kam ein gemeinsamer Schulausflug und da passierte das Unerhörte, daß er, der als Hilfslehrer keine eigene Klasse besaß, sich erbot, an ihrer Statt die Kinder zu amüsieren.

„Sie rüben sich auf dabei, den Uebermut; der kleinen Gesellschaft im Zügel zu halten,“ sagte er, und sie hätte garnicht gewagt, „nein“ zu antworten.

Ganz blaß vor Erregung sah sie im Kremsler neben ihm — er kam ihr vor, wie ein Halbgoth, dem sie sich willig beugte. Und er... er schien ihre Gegenwart völlig vergessen zu haben, er sprach und scherzte mit den Kindern und sie wunderte sich im Stillen, wie vorzüglich er mit den Kindern umzugehen wußte, er der stolze, herzenskalte Mensch.

Im Wald, unter dem rauschen der Launen, dem Jauchzen der Kinder, unter Scherz und Kurzweil fand sie ihr Glück wieder, und sie beteiligte sich mit voller Seele an dem von ihm geleiteten Spiel, aber nicht wie die Lehrerin, sondern wie eins der Kinder selber.

Er beobachtete sie verstohlen und sie wagte nicht, ihn anzusehen, aus Furcht, seinen Augen zu begegnen.

In einer Spielpause wandte er sich dann plötzlich ihr zu.

„Ich sehe Sie heut das erste Mal wohl und frisch! — Sie sollten den Lehrerberuf aufgeben, er ist viel zu schwer für Sie.“

Sie war bis in die Seele erschrocken bei seiner unvermittelten Rede.

„Ihre Worte enthalten eine bittere Verurteilung für mich, denn es ist nicht der Mangel an Gesundheit, der mich für den Lehrerberuf ungeeignet macht, sondern der Mangel an Energie — ich bin schwach, das weiß ich.“

„Sie fassen meine Worte falsch auf! — Hängen Sie denn so sehr an dem Beruf?“

„Ich liebe ihn, aber er bedeutet ein Martyrium für mich — ein lebenslanges, denn wie die Verhältnisse liegen, muß ich Lehrerin bleiben — wir sind arm und auf meinen Verdienst angewiesen.“

Er konnte nicht antworten, die Kinder drängten herzu; aber als sie am Abend nach Hause fuhren, war er ihr beim Einsteigen behilflich und er legte einen Schal um ihre Schultern, damit sie sich nicht erkälte.

Seit dem Tage sprach er mit ihr, wenn er sie traf, gleichgültige Worte, aber sie bildeten den Sonnenschein ihres Tages.

Manchmal schien es ihr, als ob es ihm Ueberwindung koste, diese wenigen Worte zu sagen, und sie meinte, er dachte sie ihr wohl, wie man einem Bettler ein Almosen reicht, doch sie hatte nicht den Muth, ihren Sonnenschein zu fliehen.

Sie litt — und er litt auch. Er war bleich und nervös geworden; er hielt sich noch einsamer daheim als früher. Das ärgerte die anderen Lehrerinnen; sie gaben sich Mühe um ihn und er wollte es nicht sehen. Schließlich lösteten sie sich damit, daß er ein Werberand sei.

Dann kam der Krieg 1866.

Eines Tages, als sie aus der Schule nach Hause schritt, gestellte er sich plötzlich in der Promenade des alten Wallgrabens zu ihr.

„Ich habe auf Sie gewartet,“ sagte er ohne Umschweife, „da ich mich von Ihnen verabschieden möchte — ich habe Dibre erhalten.“

Sie stand vor ihm, völlig gelähmt vor Entsetzen in sassaungsvoller Angst ihn anstarend — er hatte es geahnt, daß sie ihn liebte, jetzt sah er es. Aus dem Blick der treuen braunen Augen, aus jedem Zug dieses süßen, reinen Antlitzes konnte er es lesen — und es überwältigte ihn.

„Es war unklar von mir — ich wußte es,“ stammelte er, „aber ich konnte nicht gehen ohne ein Lebenswohl — einen guten Wunsch von Ihnen — Sie sind die einzige auf der ganzen Welt, die mir helfen ist.“

Da brach sie in Thränen aus und nun war es um alle Selbstbeherrschung bei ihm geschehen. Er legte seinen Arm um sie und führte sie zu einer Bank im Gebüsch. Dann sah er neben ihr und hielt ihre beiden Hände in den seinen.

„Ich habe gegen diese Liebe angeklämpft aus feiger erbärmlicher Angst vor der Zukunft, ich wollte mich an keinen Menschen mehr binden, weil ich das Verlieren fürchte. Ich habe immer denen, die mit mir vereint waren, Unheil gebracht, und Dich, die ich so über alles liebe.“ Die Bewegung übermannte ihn.

„Was habe ich bei dieser erzwungenen, moßentlangenen Selbstbeherrschung gelitten! Höllenqualen, peinigend genug, aus das grauamste Gesicht auslösen zu können. Vielleicht ist es jetzt barmherziger mit mir — hast Du Muth, es mit mir anzusehen, Hildegard?“

Sie legte ihr Köpfchen vertrauensvoll fest an seine Brust.

„An Deiner Seite kann ich alles ertragen — und ich glaube auch an einen gütigen Gott.“

Und dem einfachen, ersten Manne war es, als ob sich ein Schauer von unsägbarer Seligkeit über ihn ausstülte. — Dies süße sanfte Geschöpf war sein! — Laut aufjubeln hätte er mögen, und er wagte doch kaum zu atmen.

Er war nicht mehr gewöhnt an den Besitz eines geliebten Wesens. In seinem Herzen verborgen zitterte noch immer die alte Angst, daß der Tod an seiner Seite wandle. Und dies treue, hingebende Geschöpf, das nur für ihn lebte, verlieren zu müssen, wäre mehr gewesen, als er hätte tragen können.

Aber diese eingebildete Angst vor einer zukünftigen Trennung konnte nicht standhalten vor dem Witz des unmittelbaren Vorworts.

Er hätte der Hingeliebten seine Hände immerdar behütend unter die Füße legen mögen, und nun sollte er von ihr gehen und die Erde mit dem weichen Gemüth allein den aufreibenden Kampf ums Dasein weiter kämpfen lassen! Und wenn das unbeugsame Geschick nun diesmal ihn abberief? Wenn er nicht zurückkehrte? Dann sollte sie wirklich lebenslang ihr „Martyrium“ tragen?

Ein Fieber der Angst packte ihn und er hatte nur noch den einen Gedanken, sie vor seinem Scheiden mit den festesten irdischen Banden an sich zu fesseln, damit er das Recht hatte, für sie zu sorgen auch aus der Ferne und wenn es sein mußte über das Grab hinaus.

So schritten am Tage darauf die beiden Menschen, die vor kurzer Zeit noch fremd und äußerlich kalt an einander vorübergegangen waren, gleich so vielen anderen Paaren vor den Altar, um in letzter Stunde vor der Trennung noch den Segen des Priesters als Eheleute zu empfangen. — Und zu gleicher Zeit, als draußen an den Grenzen des Landes ein sichbarer Feind erfolgreich bekämpft und zurückgeschlagen wurde, schlich ein unsichtbarer heimlich ins Land — und der war nicht mit Feuer und Schwert zu bekriegen und er streckte nicht so schnell die Wiffen wie jene — die Cholera!

Hier und da im Lande tauchte sie unvorhergesehen plötzlich auf und während der Sohn im Felde unversehrt dem mörderischen Kugelregen entging, raffte daheim im Frieden des Hauses die Suche willkürlich Vater und Mutter hinweg.

Unerwartet schnell war der Krieg beendet und mit brennender Sehnsucht im Herzen eilte der Doktor heim zu seinem jungen Weibe. Waches Glück, welche Seligkeit erwartete ihn. Er na'm sich nicht Zeit zum Schreiben, unversehrt wollte er eintreffen und er maute sich das Wiedersehen mit allen Farben einer himmlischen Seligkeit aus.

Es war Nacht, als er in der Heimat anlangte. Vor dem Bahnhofs, mitten auf dem Felde, hatte er einen sonderbaren Scheiterhaufen gen Himmel auflohen sehen.

„Ist das ein Siegesfanal?“ fragte er den Schaffner.

„Nein das sind die Häufeligen der an der Cholera gestorbenen!“ sagte der gleichmüthig, „die werden alle Abende da verbrannt.“

Der an der Cholera Gestorbenen! Wie Hammer schläge die Worte auf sein freudetrunkenes Herz. In seiner Sehnsucht, heimzukommen, hatte er überhaupt nicht an dies Schreckenspest gedacht, das gerade in seinem Wohnort besonders unbarmherzig nützte.

Es war die und unheimlich still in den finsternen Straßen der Stadt und man hätte meinen können, in einem weiten Grabe darin zu wandeln, wenn nicht von Zeit zu Zeit aus einem der niedrigen Fenster ein lautes Jammern und Stöhnen oder inbrünstig frommes Singen und Beien in das Schweigen der Nacht hinausgedrungen wäre.

Ein kaltes Grauen schlich sich in sein Herz. Die anfangs so häufig dahineulenden Hüfe wurden ihm schwer. Der Gedanke an das Verhängnis seines Lebens hatte wieder Besitz von ihm ergriffen und beherrschte ihn zuletzt vollkommen. — Wenn er sein Weib krank — sterbend — — — vi leicht schon tot fand! — Seit Tagen wußte er nichts von ihm — o natürlich, es stand ihm Schlimmes bevor — es war ja nicht anders möglich, — das Aller schlimmste vielleicht, jetzt, da er gerade auf dem Gipfel seines Glückes stand.

Und nun packte ihn die Angst der Verzweiflung und er raste vorwärts.

Seine junge Frau bewohnte mit ihrer Mutter noch immer das kleine Gartenhäuschen, das schon früher innegehabt hatten. Er nahm sich nicht Zeit, den Portner herauszuläuten, hastig überstieg er den Zaun — stürzte nach dem kleinen Hause. Tod und still lag es vor ihm, nur aus einem hab geöffneten Fenster schimmerte ein matts Licht — mit wilhem Griff stieß er es vollends auf. — Er bemerkte nicht, daß es leer von Möbeln war, er sah nur eins: unter einem weißen Laken einen ausgestreckten Frauensörper —

Ein entsetzlicher Aufschrei rang sich aus seiner Kehle, während hielt er sich am Fensterrand.

Im Zimmer war ein Mann, der dort die Totenwache hielt, erschrocken aufgesprungen und ans Fenster geeilt. Es war der Portner und er erkannte den Antömmelung sofort.

„Herr Doktor, — um Gottswillen beruhigen Sie sich! Ihre Frau und Schwiegermutter wohnen seit gestern in der Villa vorn. Die Frau Kommerzienrätin hat ihnen ein paar Zimmer eingeräumt, weil das Gartenhaus feucht ist und man doch jetzt bei der Suche vorichtig sein muß. Sie sind alle gesund — Mein Gott, wie erschrocken Sie sind, Herr Doktor!“

Die hier ist die alte Haushälterin, die das Grabenbrot erhielt. Heute abend ist sie an Altersschwäche gestorben und wir haben sie hierhergebracht.“

Langsam löste sich die Erstarrung von dem Doktor — — — langsam schritt er durch die Allee der Villa zu. Die himmelstürmende Freude hatte einer still gefassten Seligkeit Platz gemacht. Sein ganzes Denken löste sich in ein einziges heißes Dankgebet auf.

Aus dieser bange Stunde trug er einen Gewinn

fürs ganze Leben heim: sie hatte ihn an ein gütiges Geschick glauben gelehrt. Sein Kleinmuth war für immer begraben.

Der Krieg um Transvaal.

London, 21. Juni. Das Abendblatt „Sun“ verbreitet die bisher jeglicher Bestätigung von anderer Seite entbehrende Meldung, daß General Botha und seine Unterführer beschlossen hätten, sich zu ergeben, und daß man in Downing Street sogar glaube, daß die Uebergabe bereits erfolgt sei. (?)

Leidenschaftlich wird aus dem Haag gemeldet, daß die lebhaften Bemühungen, welche aufboten werden, um den Präsidenten Krüger für die Einstellung der Feindseligkeiten in Südafrika zu gewinnen, die Unterstützung der niederländischen Regierung finden. Krüger sei jedoch bisher in seiner ablehnenden Haltung nicht erschüttert worden.

Die Spaltung der englischen Liberalen, die wegen der entgegengesetzten Beurteilung des südafrikanischen Krieges durch die bisherigen liberalen Führer Campbell Bannermann und Aequith erfolgt ist, steht in London und in ganz England im Vordergrund des Interesses. Campbell Bannermann und seine Anhänger verdammen aufs schärfste sowohl den südafrikanischen Krieg selbst, wie auch ganz besonders die Art und Weise, wie er seitens des englischen Heeres geführt wird. Aequith und seine Anhänger billigen das Vorgehen der Regierung und des Heeres und stehen somit in direktem Widerspruch zu Campbell Bannermann, dem alten und bewährten Führer der liberalen Partei. Die gesammte Regierungspreffe begrüßt Aequith und seine Gesinnungsgenossen der Oppositionspartei mit salbungsvollen Phrasen und lobhudele Worten. Von den großen Oppositionsblättern schlägt sich Daily Chronicle voll auf seine Seite, dagegen verurtheilt ihn das Hauptorgan der Opposition, die Daily News, aufs schärfste und giebt ihm und seiner Clique den Laufpaß. Sie erklärt es für die Pflicht der Liberalen, ihre Loyalität für den parlamentarischen Parteiführer Campbell Bannermann emphatisch und wiederholt zu erklären; falls Aequith nicht länger zu seinen Anhängern gehalten werden wolle, könne man seinen Entschluß nur bedauern, müsse aber anerkennen, daß ein gemeinames Handeln unmöglich geworden sei. Aequiths Revolte könne mit seiner Ausschließung aus der liberalen Partei beantwortet werden.

Wie das „freie England“ politische Strafgefängnisse behandelt.

Man schreibt aus Kapstadt unter dem 22. Mai: „Das englische Regiment, welches gewöhnlich gerade in politischer Hinsicht vorgeht, dem Ideal der weitgehendsten persönlichen Freiheit zu huldigen, scheint denn doch seine sehr dunklen Schattenseiten zu besitzen. Wie die britischen Machthaber hier in Südafrika in den jetzigen Kriegsjahren es mit der so viel gerühmten Pressefreiheit zu halten gedenken, das hat sich in jüngster Zeit bei ihrem Vorgehen gegen die verschiedenen unbekanntenen Zeitungen und deren Herausgeber in Kapstadt so recht deutlich gezeigt, und die Redakteure Cartwright, Malan und verschiedene andere Leidengefährten, die den Muth hatten, selbst als geborene Engländer oder als britische Unterthanen holländischer Abkunft den Burenkrieg als das zu bezeichnen, was er in den Augen der ganzen civilisirten Welt, mit Ausnahme Großbritanniens, ist, können jetzt davon ein Liedchen singen. Es ist geradezu ein Skandal und eine Schande für die Kapregierung, wie man diese Männer hier im Gefängnis dafür strafen und behandelt, daß sie für ihre politische Ueberzeugung rückhaltlos und aper eingetreten sind. Dieselben wurden hier in Kapstadt in dem gewöhnlichen Gefängnis, wo die Meiste des widerlichsten Gesindels, welches Kapstadt kennt, gefangen gehalten und, ausnahmslos wie ganz gemeine Verbrecher behandelt. Sie mußten die gewöhnliche Gefängnisbekleidung tragen, in ihren Zellen den Fußboden und die Wände unter Aufsicht von Wärtern dreimal in der Woche reinigen und waschen, erhielten weder Messer noch Gabel mit ihrer Gefängnisloft und durften nur einmal wöchentlich ein Bad nehmen, während sie an den anderen sechs Tagen wie die übrigen Gefangenen in dem offenen Gefängnis hofe Morgens ihre Wäsungen vorzunehmen hatten. Einmal in der Woche nur erhielten ihre Frauen die Erlaubnis zu einem Besuche, der genau 15 Minuten dauern durfte, wobei Mann und Frau in den entgegengesetzten Ecken der Zelle sitzen mußten, während ein Aufseher an dem Tische in der Mitte des Raumes Platz nahm und nicht einmal eine Umarmung oder auch nur einen Händedruck bei der Begrüßung und beim Abschiede gestatten durfte. Räuber und Mörder hätten nicht peinlicher übernacht und controlirt werden können, wie diese verurtheilten Journalisten. Wenn sie Morgens zwecks körperlicher Bewegung ihren halbständigen Spaziergang im Gefängnis hofe machten, so bildete die ganze Schaar der übrigen Verbrecher ihre Gesellschaft, und sie mußten mit denselben im üblichen Gänsemarsch im Schritt und Laufschrift zwischen den hohen Mauern dahintreten. Man scheint mit dem größten Raffinement die Gefängnisstrafe für diese Herren so peinlich und unerträglich als nur eben möglich gemacht zu haben, und erlaubte ihnen nicht einmal, für ihr eigenes Geld die erbärmlichen Gefängnisloft in etwas aufzubessern. Schreibmaterialien und Bücher wurden von vornherein einfach abgehoben und Briefschreiben mit der Begründung vom Gouverneur des Brifons unterlegt, daß die Gefangenen ihre Frauen ja einmal in der Woche zu sehen bekämen. Eine unwürdigere und gefährlichere Behandlung von me. ein politischer Verbrecher verurtheilten Zeitungsmännern ist wohl kaum denkbar, und alles dieses nur, weil zwei Redakteure